

Rembrandt und die Doopsgezinden

Von Ernst Crous

Die Frage, ob Rembrandt — der größte protestantische Maler und Graphiker — Mennonit gewesen sei, ist viel erörtert worden. Pastor Dr. Hans-Martin Rotermund aus Dorfmark in der Lüneburger Heide weist in einem ausführlichen Aufsatz („Rembrandt und die religiösen Laienbewegungen in den Niederlanden seiner Zeit“ in: „Nederlandsch Kunsthistorisch Jaarboek 1952/1953“ S. 104—192) zunächst darauf hin, daß die Urkunden Rembrandt nur als Glied der reformierten Kirche, allerdings kaum als ein innerlich erfaktes, kennen (S. 123—130), daß zudem die Mennoniten bei sich weder sein üppiges Leben während der Ehe mit Saskia (1634—1642) noch seinen Bankrott (1656) geduldet hätten (S. 177/178; 185/186). Er weist dann aber auch darauf hin, daß die Überlieferung des italienischen Kunstschriftstellers Francesco Baldinucci aus dem Jahre 1686, Rembrandt sei Mennonit gewesen, in dem dänischen Schüler Rembrandts, Bernhard Keihl (geb. 1624, in Rembrandts Werkstatt 1642—1644, in Italien seit 1651, später katholisch, gest. 1687) eine zuverlässige Quelle habe (S. 125 bis 127). Wie reimt sich das dann aber zusammen?

Aus den vielen Schriften, die mehr oder weniger eingehend diese Frage zu lösen versucht haben, sei die eines mennonitischen Forschers, Karel Vos („Rembrandts deeloof“ in: „De Gids“ 1909 S. 49 ff.) und die des Generalsekretärs des Dekumenischen Rats der Kirchen Willem Adolf Visser 't Hooft („Rembrandt et la Bible, Neuchâtel und Paris 1947) genannt. Die Bemühungen von Vos, aus stillkritischen Gründen Rembrandt als taufgesinnt darzutun, findet allerdings N. van der Zijpp („Algemeen Doopsgezind Weekblad“ 1948 Nr. 43) zu subjektiv und viel zu weit gehend, und die Ausführungen von Visser 't Hooft, der nur eine flüchtige Berührung vermutet, lassen noch unberücksichtigt, daß Keihl nicht 1648—1656 — wie man früher annahm —, sondern schon 1642—1644 bei Rembrandt war (Jan Six im „Jaarboek der Koninkl. Akad. van Wetensch.“ 1925/1926 S. 233 und Thieme — Becker, „Künstler-Lexikon“ 20. 1927 S. 66—68).

Der berühmte Kunsthistoriker Wilhelm Bode („Rembrandt und seine Zeitgenossen“, Leipzig 1906) hatte noch gemeint: „Man hat Rembrandt zu einem Sektierer machen wollen; man hat einen Mennoniten in ihm vermutet!“ Wie ganz anders Rotermund!

I.

So schildert Rotermund (S. 109—123) einleitend sehr verständnisvoll die religiösen Laienbewegungen in den Niederlanden um die Mitte des 17. Jahrhunderts, die nun wirklich nicht mehr mit den geringschätzigen Worten Bodes abgetan werden können. Der Reihe nach stellt er uns Doopsgezinde, Kollegianten (Dompelaers) und Socinianer vor. Ähnlichkeiten wie Unterschiede der beiden erstgenannten werden uns feinsinnig erläutert. Wichtig



ist der Hinweis, daß eine nur geringe Lehrentfaltung zwar genügt, die Gemeindeordnungen zu stützen, aber die Bruderschaft ideellen Einflüssen gegenüber ungesichert und ohne Widerstandskraft läßt. Wie später vielfach der Pietismus, hat im Holland des 17. Jahrhunderts der Socinianismus in dem offen gebliebenen Raum der Lehrbildung Fuß gefaßt. Vertrat dabei in Amsterdam bis zur Mitte der 40er Jahre vor allem Anslo (1592—1646, Prediger der Waterländer seit 1617) die Haltung des freieren Flügels der Doopsgezinden, so war es in den 50er Jahren Galenus (1622—1706, Prediger der Flamingen seit 1648), der letzten Endes eine Verschmelzung von Doopsgezinden und Kollegianten erstrebte und sich des Socinianismus beschuldigt sah.

„Wir haben“, so schließt Rotermund (S. 123) seinen Überblick, der ja immerhin nur einige Linien ausführen konnte*), in diesen Laienbewegungen nicht eine engherzige Sektenbildung vor uns, wie vielfach vermutet wird, sondern zunächst einen der konsequentesten Versuche der Kirchengeschichte, das Ideal der sichtbaren Kirche zu verwirklichen, die reine Gemeinde Christi in dieser Welt darzustellen; dann, unter kollegiantischem und socinianischem Einfluß, die ersten Ansätze eines vom Dogma der abendländischen theologischen Entwicklung freien Christentums. Ein freies Christentum, das freilich — was nicht übersehen werden darf — vielfach von pietistischen Zügen, von ernsthaftem Ringen um die Nachfolge Christi durchdrungen ist.“ Dazu als Anmerkung: „Es ist nicht umsonst, daß diese kollegiantisch bestimmten doopsgezinden Gruppen sich als erste in den Niederlanden der Aufklärung öffneten und daß von hier aus unsichtbare Fäden zu den geistigen Voraussetzungen der französischen Revolution laufen. Freilich geschah dieses Sich-Öffnen für die Ideen der Aufklärung unter Verlust, oder zumindest Gefährdung der Züge, die die Doopsgezinden so liebenswert machen: der entschlossenen Nachfolge Christi, der Lebensführung unter dem Wort der Schrift.“

II.

Und nun unternimmt Rotermund (S. 130—174) eine Interpretation von Darstellungen Rembrandts zu biblischen Themen. Er geht dabei davon aus, daß die Sprache eines Künstlers seine Kunst ist, daß sich demgemäß insbesondere die religiösen Auffassungen eines Künstlers oft in weiterem Umfange aus seinen Werken ablesen lassen können, und daß namentlich bei Rembrandt die Fülle seiner Darstellungen biblischer Themen (Handzeichnungen und Radierungen vor allem) über seinen inneren Glauben Auskunft zu geben vermöchten. „Von Seiten der Kunstwissenschaft sind Rembrandts Zeichnungen bis in jede stilistische Feinheit hinein untersucht worden. Von der Theologie her gesehen liegt hier eine ungelöste, noch kaum in Angriff genommene Aufgabe, ein weithin uneröffneter Schatz“ (S. 131). Und zwar

*) Zur Frage nach der Menschwerdung Christi und ihrer Bedeutung für die Täufergeschichte, sei noch verwiesen auf: Hans Joachim Schoeps, Vom himmlischen Fleisch Christi. Eine dogmengeschichtliche Untersuchung. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 195/196, Tübingen 1951.

will er hier nicht gleich ein vollständiges Bild von Rembrandts Christsein geben. „Ohne Frage kann man in Rembrandts Interpretation biblischer Szenen auch Momente aufweisen, die den Einfluß reformierten Geistes auf das gesamte geistige Leben der Niederlande bezeugen. So kann man fragen, ob nicht der Realismus der niederländischen Kunst im 17. Jahrhundert, und damit auch Rembrandts, eine seiner Wurzeln in der herben Strenge reformierten Denkens hat, das mit solcher Schärfe den Abstand zwischen Welt und Gott betonte, und deshalb keine religiöse oder idealistische Verklärung des Irdischen zuließ. Auch kann man einzelne Beispiele aus Rembrandts Darstellungen anführen, die es nahelegen, an Begriffe wie „Erwählung“ oder „Verwerfung“ zu denken. Léon Wencelius hat das in seinem Buch „Rembrandt et Calvin“, wenn auch m. E. in einseitiger Weise getan (S. 132/133 Anmerkung).

Es geht uns um die spezielle Aufgabe, diejenigen Momente in Rembrandts Frömmigkeit hervorzuheben, die darauf schließen lassen, daß Einflüsse mennonitischen Geistes auf Rembrandt gewirkt haben. Der Verfasser ist allerdings der Überzeugung — und darin unterscheidet er sich von Wencelius —, daß die Berührung mit der Frömmigkeit der Doopsgezinden den entscheidenden religiösen Impuls gegeben hat, aus dem in den Jahren nach Saskias Tod die eigentlich biblischen Zeugnisse Rembrandts erwachsen sind.“ (S. 189 Anmerkung wirft die Frage auf, ob ihn nicht auch die religiösen Kräfte der Synagoge beeinflusst haben.)

Wochten die frühen Arbeiten Rembrandts nur Dokumente der Zeitfrömmigkeit sein, seine Arbeiten seit Mitte der 40er Jahre sind nach Rotermunds Meinung sicher Dokumente einer persönlichen inneren Auseinandersetzung.

Rotermund legt nun zunächst dar, wie bestimmte Themenkreise fast ganz ausfallen: „Es fehlt das Symbol des heiligen Geistes und damit der Vorstellungskreis des trinitarischen Dogmas; es fehlen in der Passionsgeschichte die Züge der körperlichen Qual Christi und damit der Gedanke der Satisfaktion; es tritt auffallend zurück die Gestalt des Apostels Paulus; es fehlen alle Veranschaulichungen zur Eschatologie“ (S. 140). Rotermund sucht dann taufgesinnte Züge, die in Rembrandts Darstellung biblischer Szenen hervortreten; in Blättern zum Alten und zum Neuen Testament (Vorliebe für die Apokryphen; Christus meist als heilend oder predigend oder innerlich angefochten geschildert; seit den 50er Jahren ihr predigender Charakter) und in Blättern zur Darstellung der Sakramente (Vorliebe für die Fußwaschung; Bevorzugung des Emmausmahles vor dem von Gründonnerstag usw.); die Darstellungen von Taufe und Fußwaschung in den Stichen des Werks von Hermann Schijn (1743) werden denen auf Rembrandtblättern zum Vergleichen zur Seite gestellt. Insgesamt: „An vielen einzelnen Punkten haben wir nachzuweisen versucht, daß Rembrandts Darstellungen biblischer Szenen von doopsgezinden Anschauungen beeinflusst sind. Insbesondere ließen seine Darstellungen von Abendmahl, Fußwaschung und Emmausmahl Züge erkennen, die sich nicht so oder so deuten lassen, sondern die eine enge Berührung mit der geistigen Welt der Doopsgezinden bezeugen“ (S. 173).

So kommt Notermund dazu, als „biographische Einordnung der gewonnenen Ergebnisse“ (S. 174—190) namentlich zwei Begegnungen zwischen Rembrandt und den Doopsgezinden herauszustellen. 1. „In den Jahren nach Saskias Tod beginnt die Verinnerlichung und Wandlung in Rembrandts Werken sichtbar zu werden, auf die von W. R. Valentiner und anderen hingewiesen ist. Diese Wandlung kann gewiß auch von anderen Blickpunkten her betrachtet werden; sie hat nicht nur eine religiöse Seite; dennoch tritt sie in Rembrandts Darstellungen biblischer Themen besonders deutlich hervor. Für den, der von eigener christlicher Gebundenheit her, — und damit von dem einzig „sachgemäßen“ Gesichtspunkt her —, Rembrandts biblische Darstellungen aus der Zeit nach Mitte der vierziger Jahre mit denjenigen vergleicht, die vor Saskias Tod entstanden sind, besteht kein Zweifel, daß Rembrandt in diesen Jahren durch eine „Umkehr“ im Sinn des Evangeliums hindurchgegangen ist. Wir meinen diese Umkehr, die diese Verinnerlichung an die Stelle setzen zu dürfen, die der Kunstgeschichtler als eine unbekannte Größe offen lassen mußte... Hier ist der Ort im Leben, wo eine wesentliche Begegnung mit der geistigen Welt der Doopsgezinden anzusetzen ist. — Anmerkung: Was für eine Quelle mag P. R. Musculus haben, wenn er über die Jahre nach Saskias Tod von Rembrandt berichtet: „Il était très entouré par quelques pasteurs mennonites, parmi lesquels le fils du vieux pasteur Sylvius, tuteur de Saskia“? (im „Bulletin de la société calviniste de France“, Mai 1932). — Da Anso 1646 stirbt, dürfte diese Begegnung in der ersten Hälfte der 40er Jahre stattgefunden haben. Die Frage, ob Rembrandt damals Glied der waterländischen Gemeinde geworden ist, ist damit allerdings noch nicht beantwortet. Es könnte ja auch sein, daß nur eine starke geistige Berührung stattgefunden hat. Glied einer doopsgezinden Gemeinde werden bedeutete ja, sich als Erwachsener taufen zu lassen. Ob Rembrandt diesen Schritt vollzogen hat, ist ungewiß. Sein Name findet sich in keinem der, allerdings unvollständig erhaltenen, Mitgliederverzeichnisse der doopsgezinden Gemeinden. Hunderte und aber Hunderte haben sich damals zu den Menisten gerechnet, ohne daß sie diesen letzten Schritt vollzogen, lebten also gleichsam im Vorhof der eigentlichen Gemeinde. Rembrandt brauchte nicht Mitglied der waterländischen Gemeinde im Sinn der äußeren Gemeindegliederung geworden sein und kann doch tiefste Impulse von den Doopsgezinden empfangen haben“ (S. 184/185). 2. „Man wird gut daran tun, zu beachten, von wem Rembrandt in den Jahren nach seinem wirtschaftlichen Zusammenbruch Aufträge erhielt. Rembrandt hat damals eine Reihe von Juden gemalt. Daneben stehen ... Porträts, die beide auf denselben doopsgezinden Kreis weisen. Hier wird sichtbar, welche Kreise Rembrandt über seinen finanziellen Zusammenbruch und über den Zusammenbruch seines moralischen Ansehens hinaus die Treue halten und ihn unmittelbar nach dem Zusammenbruch durch Aufträge unterstützen“ (S. 188). Allerdings war bei den Doopsgezinden inzwischen auch ein Wandel eingetreten: „Es wurde oben geschildert, wie eben in dieser Zeit — Ende der fünfziger

Jahre — viele der geistig aufgeschlossenen Waterlander den inneren Weg von der doopsgezinden Frömmigkeit zu der freien Haltung der Kollegianten gehen" (S. 188).

Rotermund faßt dann (S. 189) endgültig zusammen: „Nach dem Zeugnis von B. Reihl, der seit 1642 bei dem Meister arbeitete, hat Rembrandt zu den Mennoniten gehört. Auch wenn eine volle, durch die Erwachsenentaufe begründete Gemeindegemeinschaft nicht erwiesen ist, so belegen doch eine Fülle von Beobachtungen diese durch Baldinucci mitgeteilte Überlieferung.

Rembrandt hat in der Mitte der vierziger Jahre eine tiefe Berührung mit der Welt der Doopsgezinden erfahren. Sein eigenes Christsein wurde dadurch geprägt. Die Interpretation von Rembrandt-Zeichnungen zu biblischen Themen konnte auf Momente hinweisen, die nur unter der Voraussetzung doopsgezinder Anschauungen verständlich werden. Rembrandts Darstellungen dürfen von dieser Zeit an als Zeugnisse und Selbstausagen des Christen Rembrandt gewertet werden.

Darüber hinaus ist es wahrscheinlich, daß Rembrandt Ende der fünfziger Jahre einem kollegiantisch bestimmten Kreis der Waterlander nahegestanden hat."

Es mag ja sein, daß weitergehende gelehrte Forschung noch das eine oder andere in dem hier dargebotenen Bilde ändert. Wir möchten aber eben heute dem lutherischen Verfasser danken, daß er seine gründliche Untersuchung mit so viel Wohlwollen durchgeführt hat, und den holländischen Herausgebern, daß sie dieser selbst brüdenschlagenden Untersuchung ihre Zeitschrift geöffnet haben. Wahre Liebe zur Sache hat so manche konfessionelle und manche politische Hemmung zum Besten der Sache und zum Ausgleich der Spannungen vorbildlich beseitigt.

Täuser im bergischen Amt Löwenburg, Siebengebirge

Von Walther Riser

Die Herrschaft Löwenburg — auch Löwenberg — war durch Heirat der Erbin, Elisabeth von Nassau, mit Herzog Wilhelm von Jülich 1484 an das Jülich'sche Dynastengeschlecht gekommen¹⁾ und bildete dann — in Gemengelage mit kurkölnischen Besitzungen — das südlichste Amt des Herzogtums Berg. Das Amt bestand aus drei nicht zusammenhängenden Gebietsteilen, der alte Verwaltungssitz ist wohl die Burg auf einer Basaltkuppe des Siebengebirges, die dessen südöstlichen Eckpfeiler darstellt, heute eine schlecht erhaltene Ruine, von hohem Buchenwald beschattet. In der hier zu behandelnden Epoche war der Verwaltungssitz bereits nach Honnef am Rhein verlegt. Zu diesem Gebietsteil gehörten noch sieben Herrschaften, von denen hier vorweg nur Rhöndorf genannt werden soll, das damals noch kein selbständiger Pfarrsprengel war, wo aber der Richter zeitweise seinen